

Eine Rheinfelderin in Lambarene

Autor(en): **Kaufmann, Romy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **56 (2000)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Rheinfelderin in Lambarene

Romy Kaufmann

Die Lebensgeschichte von Dr. Albert Schweitzer möchte ich hier nicht erzählen, diese kann man in Büchern nachlesen. Hier soll vor allem von der interessanten Zeit berichtet werden, die eine Rheinfelderin in Lambarene beim berühmten Arzt und Nobelpreisträger aus dem Elsass verbracht hat.

Ruth Breitenstein ist eine bescheidene Frau und glaubt, dass ihre Geschichte, die sie im Urwald, im weltbekannten Spital von Lambarene erlebte, niemanden interessiere. Viel wichtiger sei ihr Albert Schweitzer und sein grosses Werk. Er war ohne Zweifel ein ausserordentlich vielseitiger Mensch. Nebst seinem Studium in Theologie und Philosophie begann er sich für den Musiker Bach und sein Werk zu interessieren. Es war vor allem die Orgelmusik, die ihn faszinierte. Er fing an, die Orgelmusik von Grund auf zu studieren. Er verbrachte mehrere Monate bei Widor in Paris und schrieb ein umfassendes und zu jener Zeit wegweisendes Buch über Bach und sein Werk. Diese Liebe liess ihn bis an sein Lebensende nicht mehr los. Im Alter von über 30 Jahren begann er, nachdem er durch Missionare von den vielen Krankheiten und den fehlenden Ärzten in Afrika gehört hatte, Medizin zu studieren. Diesen Entschluss fasste er, weil ihm immer wieder bewusst wurde, wie schön und harmonisch seine Kindheit und Jugend verlaufen war. In einer wohlbehüteten, glücklichen Familie aufwachsen zu können, alles zu erreichen, was man sich wünschte, unterstützt von seinen Eltern, Verwandten und Freunden, dafür war er dankbar. Aus dieser Dankbarkeit heraus wuchs der Wunsch, etwas davon den Ärmsten der Armen weiterzugeben. Nicht als Missionar, nein, als Arzt wollte er nach Afrika, um diesen Menschen zu helfen. Diese Arbeit konnte er jedoch alleine nicht leisten, dazu brauchte es viele Helferinnen und Helfer, Einheimische und Europäer. Und eine dieser Helferinnen war eine Frau aus Rheinfelden, die über zehn Jahre ihres Lebens in Lambarene verbrachte. Die Geschichten, die sie dort erlebte, sind spannend und interessant. Aus den vielen Erzählungen habe ich für Sie, liebe Leserinnen und Leser, einiges herausgepickt.



Albert Schweitzer in Rheinfelden, zu Besuch bei Ruth Breitenstein.

Fotos: Privatarchiv

Ruth Breitenstein ist in Reigoldswil aufgewachsen. 1950 kam sie nach Rheinfeldern, wo sie heute noch in einem kleinen Haus mit herrlichem Garten bei körperlich und geistig sehr guter Gesundheit lebt.

Nachdem sie ihre Mutter bis zu deren Tod gepflegt hatte, stand sie 1956 vor der Frage: Was nun? Sie arbeitete damals im Haushaltwarengeschäft an der Marktgasse. Zufällig hörte sie durch eine Bekannte von Albert Schweitzer und seinem Spital in Lambarene. Obwohl sie keinen medizinischen Beruf hatte, entschloss sie sich, ihm ihre Hilfe anzubieten. 1952 hatte Albert Schweitzer den Friedens-Nobelpreis erhalten, was viele junge Menschen aus aller Welt dazu bewog, seinen Spuren zu folgen. Ruth Breitenstein war deshalb sehr überrascht, als ein Brief aus Afrika eintraf, in dem es hiess, sie könne sofort kommen. Sie traf die nötigen Vorbereitungen und startete im Januar 1957 ihre lange Reise nach Lambarene in Gabun. Sie flog von Paris, mit Zwischenhalten in Marseille – Algier – Douala (Kamerun) – Port Gentile, nach Lambarene. Das «Spital-Dorf» lag direkt am Fluss. Die Flusslage war eine Notwendigkeit für den Transport. Viele Angehörige brachten ihre kranken Familienmitglieder, mit denen sie meist tagelang unterwegs waren, auf den selbstgezimmernten Pirogen (Einbäume) ins Spital.

Die Rheinfelderin wurde am Flussufer herzlich empfangen. Auch Albert Schweitzer war, wie immer, wenn es seine Arbeit zuliess, dabei. Alle Neuankömmlinge, ausser den Ärzten, wurden für zwei bis drei Tage sich selbst überlassen. Zuerst sah man sich überall um, schaute da und dort bei der Arbeit zu und begann auch etwas mitzuhelfen. Albert Schweitzer beobachtete die Neuen immer wieder unbemerkt und machte sich so ein Bild über ihr Verhalten in der neuen Umgebung. Ruth Breitenstein wurde danach, wie alle anderen Neulinge, zu verschiedenen Arbeiten eingeteilt. Albert Schweitzer fand dabei heraus, wo die neue Arbeitskraft am meisten Begabung zeigte, und genau dort setzte er sie dann auch ein. Bei Ruth, die zuerst mit Einkauf und Verteilung der Nahrungsmittel betraut wurde, merkte er bald, dass sie die spezielle Begabung hatte, mit geistes- und gemütskranken Menschen umzugehen. Sie bekam die ganze Gruppe der geisteskranken Patienten zur Betreuung. Dies waren immer etwa 20 einheimische Frauen und Männer. Oft wurden diese Menschen von den Angehörigen gebracht, nachdem sie und der Mediziner des Stammes nicht mehr helfen konnten. In afrikanischen Dörfern gab man den Geisteskranken

Drogen, um die Sinne aufzupeitschen. Man versuchte die «bösen Geister» auszutreiben, indem man die Kranken tagebis wochenlang zu dauerndem Tanzen zwang. Oder man legte sie gefesselt in eine Grube, so dass sie nur noch ein Stück Himmel sahen, und warf ihnen das Essen zu. Erst wenn der Mediziner keine Möglichkeiten zur Heilung mehr sah, brachte man die Patienten ins Spital. Vielleicht wird der «Docteur» ihm helfen. Seine Liebe galt besonders diesen armen Menschen, die auf Erden durch die Hölle gehen mussten. Neben der medikamentösen und pflegerischen Behandlung hatte er früh eine Therapie entwickelt, die sich als ausserordentlich segensreich erwies: die Arbeitstherapie! Es sass niemand herum und war seinem Leiden überlassen. Auch diese Verwirrten und Schwermütigen bekamen eine Aufgabe innerhalb der grossen Spitalgemeinschaft. Diese Menschen hatten sogar eine sehr wichtige Aufgabe: die Anpflanzung und Pflege des grossen Gemüsegartens des Spitals. Dieser Garten war ihr Reich und sie waren sehr stolz darauf. Jeden Tag sah man sie, begleitet von Ruth Breitenstein, im Gänsemarsch von ihren Wohnräumen über den Hügel zum Fluss hinunter durch das Spitalgelände gehen. Es war die Aufgabe von Ruth Breitenstein, diese Menschen zu begleiten, zu überwachen und anzuweisen, z. B. wie man mit Pflanzen umgeht und sie pflegt.

Eine amüsante Geschichte weiss die Rheinfelderin darüber zu erzählen: Als es darum ging, Tomaten zu pflanzen, zeigte sie den Patienten, wie man die Erde vorbereitet, die junge Pflanze in die Erde steckt, und erklärte ihnen auch, wie wichtig es daraufhin ist, dass jedes kleine Pflänzchen nur eine kleine Portion Wasser erhält. Sie nahm die Giesskanne und demonstrierte es. Der gute Mann, der dafür ausgesucht wurde, diese Aufgabe zu übernehmen, leerte jedoch jeweils die ganze Giesskanne über einem Pflänzchen aus. Als Ruth Breitenstein dies sah, erklärte sie ihm noch einmal, dass jede Pflanze nur ein wenig Wasser bekommen sollte, und zeigte es ihm erneut. Er ging tapfer wieder an den Fluss, holte Wasser, goss wieder die ganze Kanne über das nächste Pflänzchen und postierte sich ganz stolz daneben. Ruth Breitenstein überlegte sich, wie man es noch einfacher erklären könne. Sie liess viele kleine Blechdosen holen, stellte jede Dose neben eine Pflanze, füllte sie mit Wasser und befahl, den Inhalt über die danebenstehende Pflanze zu giessen. Und siehe da, es klappte, die Pflanzen wuchsen, und schon bald konnte man stolz die ersten Früchte ernten. Diese breiten-

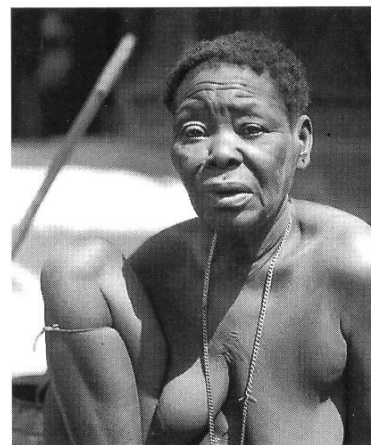


steinsche Methode wurde mit Erfolg weiterhin eingesetzt. Tagtäglich wurde gejätet, umgegraben, gepflanzt und geerntet. Diejenigen Patienten, die nicht im Garten arbeiten konnten oder wollten, sassen im Schatten der Palmen auf der Erde und fertigten die Matten an, mit denen die jungen Pflänzchen gegen die Strahlen der Sonne geschützt werden mussten. Oder sie legten Verbandmaterial zusammen und rollten die gewaschenen Binden auf. Auf diese Weise waren die Kranken nicht nur im Freien und mit Aufgaben betraut, die ihnen vertraut waren, sondern sie erlebten auch die Verbundenheit, die das gemeinsame Arbeiten vermittelte. Das war mehr als nur blosser Ablenkung vom Kranksein. Sie spürten, dass auch sie – ganz im Unterschied zu der «Behandlung» zu Hause – trotz ihres Krankseins der Gemeinschaft angehörten und zu gebrauchen waren. Und das ist eine unabdingbare Voraussetzung für ein stabiles geistiges und seelisches Wohlbefinden.

Sano – eine selbstbewusste Frau

Auch Sano, eine Pygmäen-Frau, wurde in geistiger Verwirrung ins Dorf gebracht. Niemand wusste, woher sie kam und derjenige, der sie herbrachte, war nicht im Spitaldorf geblieben, wie sonst bei den Kranken üblich. Man war nämlich auf die Mithilfe der Angehörigen angewiesen. Sie nahmen die Kranken am Morgen auf, wuschen sie, zogen sie an, kochten für sie, betreuten sie tagsüber und brachten sie am Abend wieder ins Bett. Die Kranken waren dadurch auch nicht alleine unter Fremden an einem fremden Ort, sondern von ihren Angehörigen umgeben. Viele europäische Besucher kritisierten den «schäbigen» Zustand des Dorfes. Doch Albert Schweitzer hatte die Bauweise den Verhältnissen der Menschen im Regenwald und dem Klima angepasst, damit sich die Patienten und deren Angehörige in einem vertrauten Rahmen aufhalten konnten. Er wollte ihnen ganz bewusst keinen europäischen Lebensstil aufzwingen.

Sano war also eines Tages einfach im Dorf und Ruth Breitenstein versuchte, sie in ihre Gruppe zu integrieren, was nicht einfach war mit dieser Aussenseiterin. Sie hauste am Boden zwischen zwei Hütten. Niemand konnte sie überreden, in einer Hütte zu schlafen oder wie alle anderen Kleider zu tragen. Sie trug nur ein Tuch um ihre Hüften. Da niemand mehr kam, um sie abzuholen, blieb Sano ihr ganzes Leben im Dorf. Man konnte sie nicht einfach in den Busch entlassen, denn sie hätte es nicht überlebt. Eines Tages kam ein



Pygmäen-Frau
«Sano».

Gegenüberliegende
Seite:
Ruth Breitenstein
verteilt ihren
Schützlingen das
Essen.

Ethnologe ins Dorf. Als er Sano sah, wollte er sich die Pygmäen-Frau näher ansehen. Er wollte ihre Masse notieren und auch ihren Körperbau studieren. Sie war jedoch durch nichts zu bewegen, zu diesem fremden Mann in die Hütte zu gehen. Bis jemand auf die Idee kam, Ruth um Hilfe zu bitten, denn ihr schenkte Sano ihr volles Vertrauen. Auch Ruth brauchte grosse Überredungskunst, doch schliesslich folgte sie ihr dann zur Hütte des Ethnologen, in der auch Albert Schweitzer praktizierte. Dort trafen sie auf eine lange Reihe von Menschen, die darauf warteten, zum «Docteur» gehen zu können. Sano stolzierte erhobenen Hauptes an all diesen wartenden Leuten vorbei. In einer Kolonne zu stehen, wäre für sie etwas allzu Fremdes gewesen. Sie wurde eine stolze, selbstbewusste Frau. Niemand fand je heraus, woher sie kam, und niemand kannte ihren richtigen Namen. So blieb sie Sano = «sans nom» bis zu ihrem Tod. Ab und zu machte Ruth mit ihrer Gruppe Spaziergänge durch den Busch in die umliegenden Dörfer – für die Dorfbewohner mittlerweile ein bekanntes Bild. Einmal, als sie wieder mit ihrer Gruppe unterwegs war, sah Ruth an einem Baum in einer Bananenplantage etwas Seltsames hängen. Es sah aus wie ein an einer Schnur baumelndes Vogelnest. Sie wollte es sich näher ansehen und ging darauf zu. Die ganze Gruppe sah ihr völlig entsetzt nach, und als sie den Beutel berühren wollte, schrie die Gruppe hysterisch. Ruth erschrak fürchterlich und fragte, was los sei. Man erklärte ihr, dass dies ein Fetisch sei um die Plantage zu beschützen. Wenn jemand den Fetisch wegnehme oder eine Banane stehle, werde er von den bösen Geistern, die dort im Fetisch wachten, verfolgt und sei sich seines Lebens nicht mehr sicher. Fetische und Geister spielen bei den Menschen in Afrika eine zentrale Rolle.

Joseph – ein Multitalent

Albert Schweitzer fiel unter seinen Patienten ein sehr intelligenter Eingeborener auf. Dieser erzählte ihm, dass er Koch sei, aber sein Handwerk aus gesundheitlichen Gründen aufgeben müsse. Albert Schweitzer suchte zu dieser Zeit einen Dolmetscher und einen tüchtigen Heilgehilfen. Also stellte er Joseph ein, und dieser machte seine neue Arbeit recht ordentlich, was man längst nicht von allen Einheimischen behaupten konnte. Wie Ruth Breitenstein erzählt, war es bei den Eingeborenen üblich, dass man jedem Einzelnen einer Gruppe erklärte, was er zu tun habe. Andernfalls setzten sie sich, sobald man ihnen den Rücken kehrte. Auch für Joseph

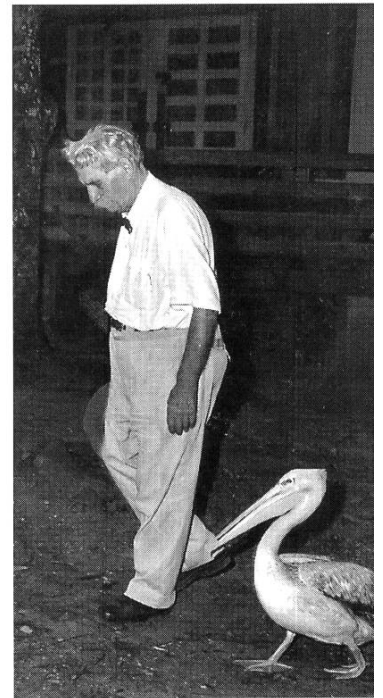
war Verantwortung eine neue Sache. Als ihm Albert Schweitzer mehr Verantwortung übergeben wollte, sagte er, das wolle er nicht, und erklärte ihm: Der Weisse trägt Verantwortung und hat nie Zeit, der Schwarze trägt keine Verantwortung und hat immer Zeit. Joseph machte seine Arbeit sehr gut, einzig bei der Anatomie hatte er etwas Schwierigkeiten. Aber intelligent, wie er war, bediente er sich ganz einfach der Küchensprache. Brachte er einen Kranken zum Docteur, erklärte er ihm: «Dieser Mann hat Schmerzen im rechten Gigot, und jene Frau hat Schmerzen in den oberen linken Koteletten und am Filet.» Für viele war das, was der Docteur machte, Zauberei; vor allem eine Narkose war für die Eingeborenen etwas, das sie nicht begreifen konnten. Ein Mädchen versuchte es so zu erklären: «Zuerst tötet er die Kranken, dann heilt er sie, und nachher weckt er sie wieder auf!»

Joseph war ein Multitalent, er sprach recht gut französisch, englisch und vier verschiedene Dialekte der Einheimischen. Er konnte weder lesen noch schreiben und dennoch arbeitete er viel in der Spital-Apotheke. Wenn er ein Arzneimittel vom Schrank holen musste, orientierte er sich nach dem Wortbild der Aufschrift und las diese, ohne die Buchstaben zu kennen. Sein Gedächtnis war grossartig. Joseph wollte sich auch eine Frau kaufen und versuchte deshalb zu sparen, was ihm, wie fast allen Schwarzen, sehr schwer fiel. Man konnte eine Frau auch auf Raten kaufen, doch das wollte er nicht; denn wer eine Frau auf Raten kaufe, habe ein böses Leben, meinte er. Sie gehorche dann nicht und bei jeder Kleinigkeit werfe sie einem vor, dass sie noch nicht ganz abbezahlt sei.

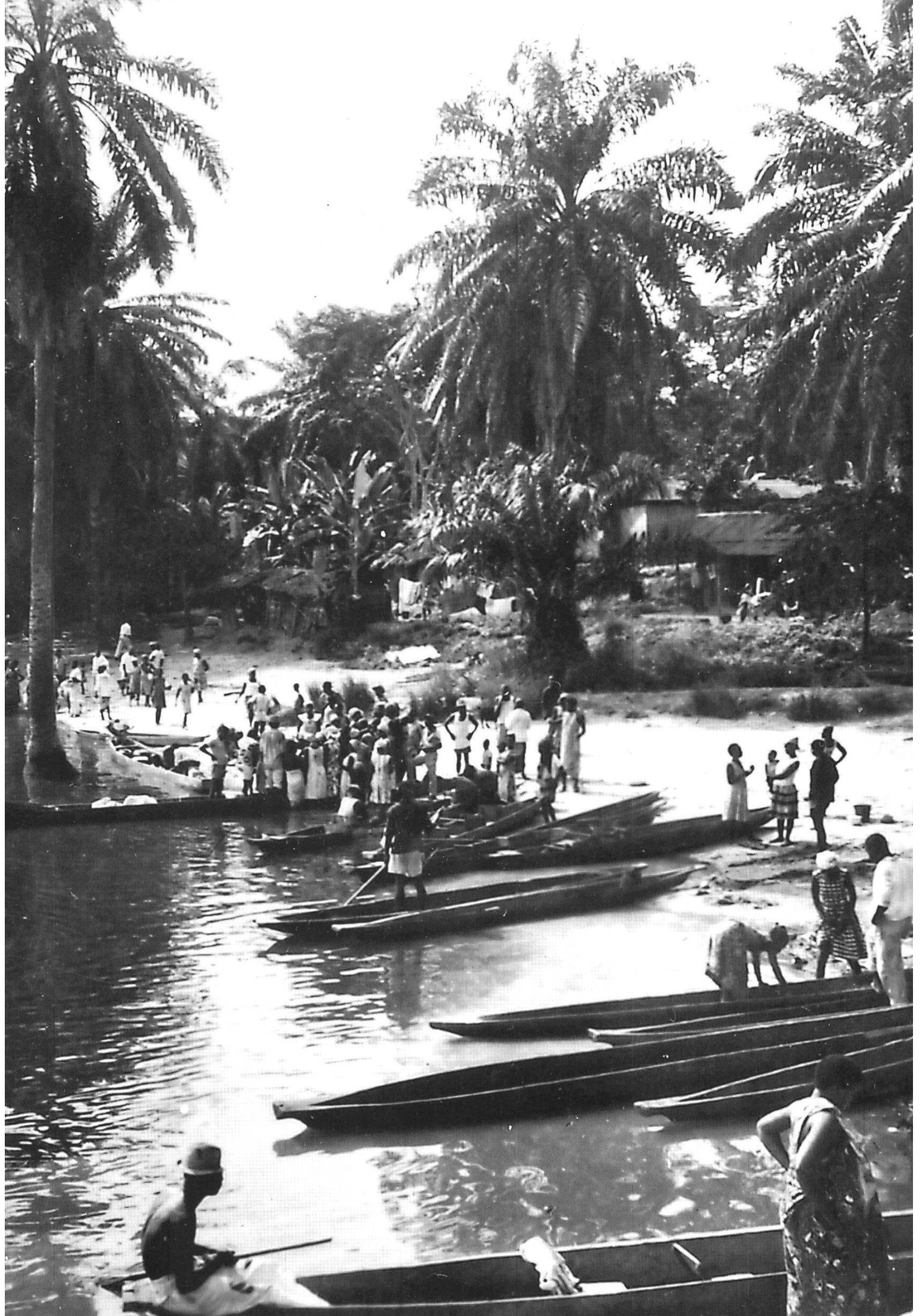
Joseph wurde, neben Albert Schweitzer, in vielen Büchern erwähnt und erlangte dadurch später selbst grosse Berühmtheit. Sich dessen bewusst, setzte er sich mitten im Dorf in Position, wenn wichtige Besuche kamen. Ganz gezielt zog er sich zerrissene Hemden an, um den reichen Besuchern ein Almosen zu entlocken.

Albert Schweitzer in Rheinfelden

Ruth Breitenstein wollte eigentlich nur für vier Monate in Lambarene bleiben und dann wieder zurück nach Rheinfelden, was sie vorerst auch tat. Eines Tages erhielt sie zu Hause einen Telefonanruf von Albert Schweitzer. Er sei zur Zeit in Basel und wolle sie zusammen mit seinen Freunden, die ein Auto besaßen, in Rheinfelden besuchen. Da sie etwas versteckt wohnt, machte sie den Vorschlag, ihnen mit dem



Albert Schweitzer in Gedanken versunken mit seinem Pelikan.



Velo entgegenzufahren und beim ehemaligen Salmenbräu an der Hauptstrasse auf sie zu warten. Kaum hatte sie sich an den Strassenrand gestellt, war auch schon das Auto da. Sie fuhren zusammen zu ihrem Haus. Wie er sagte, wollte er wissen, wie und wo seine ehemalige Mitarbeiterin wohne. Es war aber nicht nur das, was ihn nach Rheinfeldern führte. Nein, es war die gezielte Absicht, Ruth dazu zu überreden, nochmals zu ihm nach Lambarene zu kommen. Sie aber arbeitete wieder und fühlte sich an ihrer Stelle auch recht wohl. Doch die Liebe zu Afrika und die grosse Bewunderung für diesen aussergewöhnlichen Mann liessen sie umdenken. Als Albert Schweitzer Rheinfeldern verliess, hatte er von ihr die Zusage, wieder nach Lambarene zurückzukommen.

Das zweite Mal blieb sie länger – volle zehn Jahre, die sie auf keinen Fall missen möchte. Es war eine sehr glückliche, spannende und wertvolle Zeit für sie, und entsprechend glänzen ihre Augen, wenn sie davon erzählt.

Ruth war auch an jenem Tag in Lambarene, als der grosse Albert Schweitzer starb. Bis wenige Tage vor seinem Tod machte er noch immer seine Spaziergänge, doch sah man von Tag zu Tag seine Kräfte schwinden. Am 4. September 1965 starb er dann, 90-jährig, in «seinem geliebten Dorf».

Die Nachricht seines Todes machte erstaunlich schnell die Runde im afrikanischen Land. Jeden Tag kamen Menschen zu Fuss oder per Boot aus den umliegenden Dörfern, viele waren tage- und wochenlang unterwegs, um Abschied von «ihrem Docteur» zu nehmen. Die verschiedenen Zeremonien waren sehr eindrücklich. Die ganze Totenfeier dauerte mehrere Wochen. Immer wieder trafen neue Stämme ein, die sich von ihm verabschieden wollten. Es wurde getrommelt und getanzt. Die Masken die Musik, die Tam Tam und die rhythmischen Bewegungen der Körper gaben jedem Einzelnen der Umstehenden eine Botschaft und dem toten «Docteur» einen letzten Gruss mit. Die Eingeborenen wollten im, der ihnen so viel Gutes tat und nichts dafür erwartete, den guten Geistern überlassen. Die Ärzte und Helfer aus Europa nahmen in stiller Trauer Abschied von ihrem allseits bewunderten Vorgesetzten. Dr. Walter Munz sprach in seiner Grabrede den Anwesenden aus dem Herzen: «Der grosse Doktor ist für jeden von uns, Weisse oder Schwarze, wie ein Vater gewesen. Und dies trifft für viele Menschen auf der ganzen Welt zu. Möge Gott ihm Ruhe und himmlischen Frieden und uns allen den Willen und die Kraft geben, diesen Weg der Liebe zu gehen.»

Gegenüberliegende
Seite:
Zugang zum Spital,
vom Wasser
(Ogowe) her.